Die Brücke 1/09

Evangelische Kirchengemeinde Köngen am Neckar

Passion und Auferstehung

Liebe Leserin, lieber Leser!

Die Krise ist nun allgegenwärtig. Finanzkrise, Wirtschaftskrise, Vertrauenskrise. Letztes Jahr noch alles wunderbar und jetzt? Was ist nur passiert? Wie kann das sein? Und was wird werden? Wird es wie einst nach der Leidenszeit eine Auferstehung geben? Wird dieser Wandel, diese Kehre an Ostern uns retten? Worauf setzen wir unsere Hoffnung?

Kennen Sie die Osterinsel, einsam im Pazifik liegend? Sie war einst lange Zeit bewohnt, bis die konkurrierenden Sippen den letzten Baum fällten. Kein Baum, kein Kanu, kein Brennholz, kein Fischfang. Aus. Ist die Erde heute die Osterinsel? Sind wir die letzten Bewohner? Genug Material für Trübsinn und Resignation? Was werden wir also tun? Wie die letzten Bewohner der Osterinsel um den letzten Fisch kämpfen? Gefangen in einem Dilemma? Egal wie, keine Chance?

Nun, wir haben „krisenerprobte" Menschen aus unserer Nähe gefragt, wie Sie mit derartigen Situationen umgegangen sind. Wir haben persönliche Einblicke und Einsichten erhalten. Herzlichen Dank für diese Offenheiten! Tauchen Sie nun ein in diese Geschichten und spüren Sie nach, was diesen Menschen geholfen hat, wie diese Menschen den springenden Punkt und damit den Ausweg aus dem Labyrinth gefunden haben. Entdecken Sie in diesen magischen Momenten die Kraft, die Hoffnung, die Güte, die Gnade. Und achten Sie auf die Einstellung, die den jeweiligen Wandel ermöglicht hat.

Vertrauen, Urvertrauen, Gottvertrauen. Gut mit sich und

mit dem Anderen. Kooperativ und mitfühlend. Beziehungsstark. Ach was erzähle ich denn, lesen Sie doch selber. Lassen Sie sich durch die Texte und die Bilder inspirieren. Verschiedene Köpfe, verschiedene Stile. Erleben Sie Passion und Auferstehung hautnah.

Frohe Ostern wünscht Ihnen

Michael Wulf

„Ich seh' ihn ja noch ..."

Nachdem mein Vater gestorben war, hab ich erst mal nicht geglaubt, dass er tot ist. Da musste ich zuerst hingehen zu ihm. Dann bin ich auf mein Zimmer gegangen. Ich war traurig, halt meistens im Unterricht, da konnte ich gar nicht mehr aufpassen. Ich bin auch traurig geworden, wenn ich eines seiner Lieblingslieder gehört habe. Allein Fernsehgucken, ohne ihn, z. B. Fußball, war auch schlimm. Wenn ich traurig bin, nehme ich oft meine Gitarre und singe Lieder über Papa, da frag ich ihn dann auch, warum er nicht mehr da sein kann.

Ich seh ihn noch. Immer, wenn wir rausgehen, denke ich, dass er dabei ist. Denn draußen hat sich ja gar nichts verändert, nur dass er gar nicht mehr da ist. Getröstet hat mich, dass es auch noch was anderes gibt, dass ich nicht nur an ihn denke, dass ich mich ablenken kann. Auch habe ich mehr Freunde bekommen. Mir hilft auch, wenn wir die Beerdigungslieder an seinem Grab singen.

Man denkt immer, dass man absinkt, wenn man traurig ist, aber das ist gar nicht so. In der Schule bin ich gleich gut geblieben.

Nikolai Keller, 10 Jahre,
aufgeschrieben von Margund Ruoß

Meine Oma ist am Anfang von diesem Jahr gestorben und das war richtig schlimm für mich. Ich war so erschüttert, wollte nichts essen, hatte auf gar nichts mehr Lust, wollte gar nichts mehr machen. Für mich war die Oma so wichtig. Dass ich mit ihr sprechen konnte, dass ich mit ihr viel machen konnte. Es war so wie wenn ein Teil meines Körpers - in Gedanken - fehlen würde.

Mein Kopf war zwar noch oben, aber mein Gehirn war wie weggelaufen. Aber wer hat das Gehirn rausgelassen? Das war alles so, weil meine Oma gestorben war. Ich konnte nicht einmal 92 mal 8 rechnen, nur noch an die Oma denken.

Im Lauf der Zeit ist es dann besser geworden. Was mir geholfen hat? Oder Hoffnung gegeben? Ich weiß ganz genau, was mir gut getan hat: die Gebete im Trauergottesdienst. Da bin ich ganz ruhig geworden, in mich rein gesunken.

Es hat mich auch getröstet, dass ich die Oma irgendwann wieder sehen kann. Geholfen hat mir auch Ablenkung, dass ich mit anderen was gemacht habe, z.B. Gesellschaftsspiele. Auch Lesen war gut. Getröstet hat mich auch der Gedanke, dass ich ja meinen Opa noch habe und noch vieles mit ihm machen kann – und alle aus meiner Familie noch habe. Und meine besten Freunde waren ganz wichtig, weil es bei denen nicht schlimm ist, wenn ich mal weinen müsste.

Jonas Ruoß, 10 Jahre,
aufgeschrieben von Margund Ruoß

Gott sei Dank

Einen Schnupfen hat doch jeder mal, auch wenn die Erkältung und die Kurzatmigkeit etwas länger dauert, macht man sich noch keine Gedanken, solange man arbeiten kann, geht's noch. Dann im Urlaub, im Gebirge, wird die Luft irgendwie knapp, du fühlst, etwas stimmt nicht. Beim Ultraschall wird der Krankenhausarzt schweigsam, holt einen Kollegen und im nächsten

Augenblick bist du Risikopatient, darfst nicht mehr gehen, ab aufs Krankenbett, schnell in den Computertomographen und zur Beobachtung gleich hier bleiben. Die Diagnose beseitigt im Moment alle Perspektiven deines Lebens, gestern noch an den Schneehängen der Alpen, heute Herzpatient, zur Operation fast schon eingeplant. Was für ein Schock! Wohin soll das gehen? Ist das zu überleben? Die Ärzte sind sich zu allem Überfluss auch noch uneins. Soll operiert werden, oder kann man damit auch so leben?

Vor zwei Wochen warst du vermeintlich noch gesund und nun liegst du in einem hell erleuchteten Raum unter der dünnen Decke, äußerlich vorbereitet, innerlich hilfesuchend, und weißt, dass sie heute dein Herz stilllegen werden, um das zu tun, was wohl getan werden muss. Danach soll es wieder für dich schlagen, Tag für Tag, an den Tagen, die dir noch bleiben. Wie viele es sind, ist jetzt noch nicht entschieden. Die Menschen, die dir nahe sind, hoffen mit dir, dass es noch viele sein werden. Das tut so gut. Noch ein Gebet, noch ein Leuchten der Hoffnung, dann schicken sie dich in den Schlaf, der so abgrundtief sein muss, damit sie zu deinem Herzen vordringen können.

Das Erwachen ist nebelhaft. Vielleicht denkst du: „Durst, ein kaltes Weizenbier!" Dämmerst wieder hinüber in den Rausch der Schmerzmittel und Beruhigungsmittel. Den ganzen Tag über tobt dein Herz, als ob es herausspringen will, verletzt, schlägt wild gegen die Hülle, die wieder geschlossen wurde, gegen die Narbe, die immer zeigen wird, es gab ein Vorher und jetzt bist du im Nachher.

Die Hoffnung trägt dich, manchmal kaum wahrnehmbar und auch wieder sehr stark, wenn liebe Menschen am Bett stehen. Der Wunsch, dass dir noch mancher Tag geschenkt würde, begleitet jede Stunde, in der du das Nachher erleben darfst. Vieles hat sich verändert, manche Selbstverständlichkeit ist verflogen, die Alltäglichkeiten wie die Besonderheiten werden zu Geschenken. Der Dankbarkeit ist eine Unsicherheit zur Seite gestellt, die dich oft im Augenblick verharren lässt, da die langen Zeitlinien schwer denkbar geworden sind.

Aber sie sind noch denkbar, Gott sei Dank.

Wolfgang Hintz

Siegfried R.: „In meiner Familie ging es zu jedem Ostern gleich zu: Wir gingen am Karfreitag in die Kirche, das war sehr wichtig und durfte nicht ausgelassen werden, anschließend gab es an Ostersonn- und Montag das typische Osternest und die große Ostereiersuche."

Was ist mit deiner Hand?

Die Kinder toben im Garten, man hört es von weitem. Zwei sitzen versunken in ihr Spiel, da naschen schon einige an der Sahne, dort versuchen drei durch den Zaun zu schlüpfen, weil es einfach spannend ist. Unbeschwert, so wünschen wir uns die Zeit für die Kinder, irgendwie rund und bunt und leuchtend und leicht sollen sie aufwachsen. So wünschen wir Erwachsenen es uns und müssen doch die Kinder in manchen schweren Zeiten begleiten und sind im schlimmsten Fall die Ursache für das Leid der Kinder.

Karin Opifanti hat die Kinder zu Ihrem Beruf gemacht, sie ist Leiterin des Schulbergkindergartens und hat sich freundlicherweise für ein Gespräch Zeit genommen.

Brücke: „Frau Opifanti, welches sind aus Ihrer Sicht Situationen, in denen Kinder ein großer Schmerz überkommt?"

K. Opifanti: „Dann natürlich, wenn sie sich selbst verletzt haben. Aber auch, wenn sie von anderen verletzt wurden, körperlich oder in der Beziehung zu einem anderen Kind. Dann versinken manche ganz tief im Weinen oder der Traurigkeit, das Schluchzen schüttelt sie richtig durch, man weiß nicht so genau, ob sie einem zuhören. Wir Erwachsenen kennen solchen Schmerz zum Beispiel aus der Trauerarbeit um einen Verstorbenen. Die Kinder gehen mit dem Tod anders um. Bei den Todesfällen von Opa und Oma geht es oft eher sachlich zu. „Mein Opa ist gestern gestorben." „In echt?" „Ja, in echt." Oftmals fragen sie so lange nach, bis alles Unklare zum Todesfall für sie geklärt ist und dann wird weitergespielt. Sie sehen dann die Großeltern im Himmel und mit Blick auf Ostern, werden sie ja wiederauferstehen. Das ist für Kinder ein tröstliches Bild. Kinder wollen, dass alles gut wird. Dies gelingt im Einzelfall aber erst Jahre später. Wie bei dem Jungen, der morgens im Bettchen seinen toten Bruder findet und sich dann verschließt. Das kann nicht mehr gut werden. Erst als die Mutter wieder schwanger wird, war der Schmerz gebrochen."

Brücke: „Frau Opifanti, kennen Sie Situationen, in denen Kinder an ihrer Familie leiden?"

K. Opifanti: „Ja, dann wenn Alkoholismus oder Misshandlungen das Leben der Kinder bestimmen. Wir hatten ein Kind, das immer wieder gefehlt hat und dann mit Verletzungen im Gesicht wiederkam. Erst von Nachbarn der Familie haben wir erfahren, dass der Vater die Kinder mit der Gürtelschnalle ins Gesicht schlug. Die so verletzten Kinder sprechen nicht darüber, sie schützen irgendwie ihre Familie nach außen, sind selbst oft aggressiv, verletzen andere oder ziehen sich ganz zurück, können und wollen nicht sprechen. Oder der Junge mit der Schnittverletzung an der Hand konnte nicht sagen, dass sie vom Messer des Vaters stammt. Das Trauma dieser Kinder vermindert sich manchmal durch den Auszug des Vaters. Man sieht, wie die Kinder dann ganz langsam gelöster werden, wieder mal lachen. Das Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit kann zurückkehren, das verletzte Selbstwertgefühl kann wieder wachsen. Wenn diese Kinder z.B. noch Hilfe vom Jugendamt oder einer psychologischen Beratungsstelle bekommen, besteht die Chance, dass eine Heilung in Gang kommt. Die Narben aber werden bleiben."

Brücke: „Frau Opifanti, wie können Erwachsene aus Ihrer Sicht dem Schmerz der Kinder begegnen?"

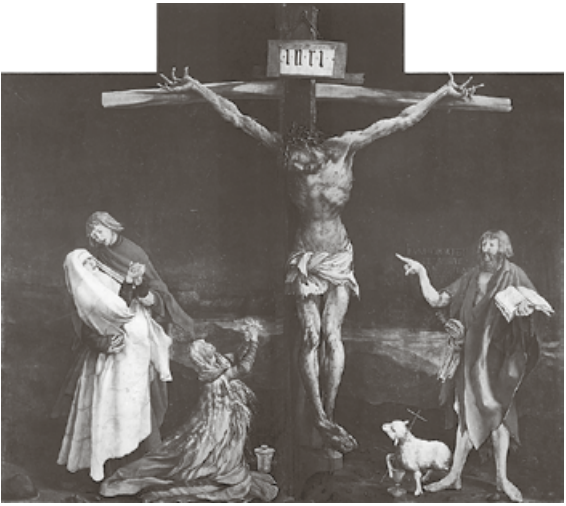
K.Opifanti: „Indem sie sich Zeit zum Reden nehmen, dabei ehrlich mit den Kindern sprechen und ihnen Geborgenheit geben. Wie gesagt, Kinder wollen, dass alles gut wird."

Das Gespräch führte Wolfgang Hintz

Bräuche rund um Karwoche und Ostern

Drei große Feste gibt es in unserem Kirchenjahr: Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Die meisten Menschen würden sicher spontan Weihnachten als das wichtigste unter ihnen ansehen. Es ist am populärsten: Ein Kind in der Krippe, das ist greifbar und begreifbar. Dagegen sind Passion und Auferstehung schwere Kost, nicht leicht zu verstehen, nicht leicht zu glauben.

Und doch enthält gerade Ostern den eigentlichen Kern unserer christlichen Botschaft: Jesus Christus ist am Kreuz für uns gestorben und nach drei Tagen auferstanden von den Toten. Er lebt und wir sollen auch leben durch ihn. Ich möchte behaupten, ohne



Ostern bräuchten wir Weihnachten gar nicht zu feiern. Wäre Jesus „nur" Mensch geworden und hätte für uns nicht das ewige Leben ermöglicht, alles wäre nach seinem Tod beim Alten geblieben.

Wie also kann man die Osterbotschaft erlebbarer machen, was kann uns dabei helfen? Welche Bräuche gab und gibt es ? Wir haben uns in Köngen ein wenig für Sie umgehört.

Helene F., 89 Jahre: „Mein Vater legte großen Wert auf eine christliche Erziehung, er las jeden Morgen nach dem gemeinsamen Frühstück den Morgensegen für die Familie. Zu allen Mahlzeiten gab es selbstverständlich ein Tischgebet. Ebenso selbstverständlich war es für uns Kinder von klein auf, dass der Karfreitag in besonderer Weise geheiligt wurde. Der Kirchgang war Pflicht. Es gab auch sogenannte Karfreitagschristen, die nur an Karfreitag in die Kirche gingen. Heute kommen die seltenen Kirchengäste eher nur an Heiligabend.

Am Ostersonntag suchten wir Kinder nach dem Gottesdienstbesuch im Garten unsere Ostereier. Meistens traf sich an solchen Festen die ganze Großfamilie. Ich habe den Eindruck, dass der Zusammenhalt innerhalb der Verwandtschaft und innerhalb der Gemeinde damals besser war, denn die Not ließ die Menschen zusammenrücken. Wir hatten nicht viel, aber jeder half dem anderen. Heutzutage schaut doch jeder nur nach sich."

Ernst K., 80 Jahre: „Der Karfreitag war ein sehr ernster, heiliger Tag. Alle gingen morgens in die Kirche und nachmittags zur Todesstunde Jesu zum Abendmahl. Die Männer trugen Zylinder und Anzug, die Frauen schwarze Kleider. Man musste sich vorher im Pfarramt anmelden, wenn man zum Abendmahl gehen wollte."

Gertraud F., 75 Jahre „Früher hatten wir wenig Geld. An Ostern haben sich die Kinder aus der Nachbarschaft versammelt, jeder bekam ein kleines Körbchen und wir sind um die Häuser gezogen. An jeder Tür bekam jeder etwas Süßes, das war ungefähr so wie heute an Halloween. Wir haben natürlich auch ein Osterkörbchen bekommen, mit einem Schokoosterhasen und bunten Ostereiern drin."

Gerlinde Z., 68 Jahre: „Bei uns gab es – wie in vielen Haushalten – traditionell am Gründonnerstag Maultaschen zum Mittagessen. Während es in manchen Familien üblich war, sie geröstet am Karfreitag nochmals

aufzutischen, wurde dieser Tag bei uns immer ganz fleischlos gehalten. Als ich klein war, durften wir Kinder an Karfreitag vieles nicht tun. Alles wurde in direkten Zusammenhang mit dem Tod Jesu gebracht. Mit dem Ball zu spielen, hieße nach ihm zu werfen, zu lachen würde bedeuten ihn aus zu lachen usw. Malen durften wir schon, aber es war von der Stimmung her eher ein bedrückender Tag."

Vielleicht haben wir heutzutage zu wenig Ehrfurcht vor diesem großen, wichtigen Feiertag, auch ist die Kirche an Ostern nicht mehr so voll wie nach dem Krieg, obwohl Köngen seit dieser Zeit sehr viel größer geworden ist.

Aber wir Eltern und Großeltern von heute sollten uns die Mühe machen, unseren Kindern verständlich von Passion und Auferstehung zu erzählen, diesen wichtigen Eckpfeilern unseres christlichen Glaubens.

Der Kinderkreuzweg am Karfreitagnachmittag ist so ein Versuch, dieses sehr ernste Thema kindgerecht aufzuarbeiten. Zeitlich hat dieser bei uns in Köngen den todernsten Abendmahlsgottesdienst abgelöst. Grund- und Vorschulkinder sind auch dieses Jahr wieder eingeladen, die Zeit von Jesu Einzug in Jerusalem bis zum leeren Grab nach zu erleben.

Denn eines ist klar: Was wir unseren Kindern nicht weitergeben, wird dauerhaft keinen Bestand haben. Eine große Verantwortung haben wir, nutzen wir unsere Möglichkeiten!

Petra Maier und Ronny Fahrion

...wie auch wir vergeben unseren Schuldigern

Im Abendmahlsgottesdienst sang ich: „Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd' der Welt." Wenige Tage später erfuhr ich von meiner Kollegin und Gruppenleiterin eine unglaubliche Kränkung.

Immer wieder ging mir vor vielen Jahren erneut das Erleben dieser Situation durch den Kopf: wie diese Frau mich beschämt hat, wie sie mich nicht in Frage gestellt und abgewertet hat, obwohl sie mehrfach meine gute Arbeit bestätigte. Die ganzen Vorwürfe waren so ungerecht.

In mir stiegen Wut und Hass auf, Wut gegen diese Person, die sich so überheblich und unaufrichtig verhielt. Es war sogar mehr als Wut. Ich wünschte ihr Übles, überlegte ständig, wie ich es ihr in diesem Gespräch hätte heimzahlen können. Sie hätte es verdient, selber beschämt zu werden! Wenn ich nur könnte, wie ich wollte... Am liebsten würde ich...

Im Sonntagsgottesdienst das Vaterunser: „... und vergib uns unsere Schuld wie auch wir vergeben unseren Schuldigern." Ihr vergeben? Ich versuchte es. Aber ver-geben ist weg-geben. Beim nächsten unvermeidlichen Treffen merkte ich, dass ich noch nicht weggegeben hatte. In mir zog sich alles wieder zusammen. Ich versuchte, die Begegnung auf ein Minimum zu beschränken.

Zu Hause wurden die Tage zu einer Last. Ich war froh, wenn ich Termine hatte, wenn ich arbeiten musste, atmete auf, wenn ich nicht alleine sein musste.

Erst als ich mich meinen negativen Gefühlen stellte, sie ehrlich vor Jesus ausbreitete, der selber Hass und Wut ertragen hat, merkte ich, wie er die frei werdenden Räume meiner Seele mit Frieden füllte; denn erst jetzt konnte ich vergeben, meine negativen Gefühle gegen die Gruppenleiterin weggeben. Allmählich konnte ich wieder durchatmen und erfuhr am eigenen Leibe: Fürwahr, er trug unsere Kränkungen. Er trug meine Kränkung mit ans Kreuz. Da muss ich nicht nachtragen. Das Leben wurde wieder schön, und ich erlebte viele Tage voller Neugier und Elan.

Magdalene Schnabel

Jüdische Passion – Palästinensische Passion

Die bekannte palästinensische Christin und Friedensfrau Sumaya Farhat-Naser erzählt in ihrem Buch „Verwurzelt im Land der Olivenbäume", wie die deutsche Konrad-Adenauer-Stiftung Palästinenserinnen und Palästinenser sensibilisieren wollte für das Entsetzliche, das der Judenheit zugefügt worden war, indem sie sie zu einem Besuch der Holocaust-

Gedenkstätte Jad Vaschem in Jerusalem einlud. Frau Farhat-Naser nahm diese Einladung an zusammen mit anderen Palästinenserinnen und Palästinensern, die sich in der Friedensarbeit engagieren. Sie schreibt: „Schweigend wanderten wir durch die Räume, sahen die Verbrechen an Menschen und an der Menschlichkeit ... Es fröstelte mich, und ich identifizierte mich mit dem Leiden dieser Menschen ... .

Doch an einer Stelle gab es einen Bruch. In einem Ausstellungsraum geht der Holocaust abrupt in die Staatsgründung Israels über.... (Es gab) Abbildungen von der Begeisterung über die Eroberung und den Aufbau des Staates Israel." Was für die Juden verheißungsvoller neuer Anfang nach allem Furchtbaren war, hatten die Palästinenser als Nakba, als Katastrophe für ihr Volk erlebt. Frau Farhat-Naser beschreibt, was sie jetzt empfand: „Unsre Geschichte ist vollständig ausgeblendet, unsre Existenz negiert. Ein komplettes Verschwinden unsres Leidens, eine Verfälschung der Geschichte, das Leugnen des Unrechts und unserer Realität, dachte ich .... Wenn es eines Tages möglich sein sollte, dass die Palästinenser der internationalen Öffentlichkeit eigene Gedenkstätten zu ihrer Geschichte, ihrem Leiden und ihrer Entwicklung präsentieren können, dann erst wäre die Zeit reif und würde jede Seite die andere Seite als Bestandteil der eigenen Geschichte, Gegenwart und Zukunft miteinbeziehen."

Kurz nach ihrem Amtsantritt reiste Angela Merkel nach Israel und besuchte Jad Vaschem. Mit Trauer und Scham verneigte sie sich vor den Zeugnissen jüdischer Passion, deren Ursache unser deutsches Volk war. Es ist ohne Wenn und Aber gut, wenn wir Deutsche in diesem Geist Jad Vaschem besuchen. Unsre Geschichte lehrt uns, jeder Form von Antisemitismus eine klare Absage zu erteilen.

Das bedeutet aber keinesfalls wegzusehen, wenn der Staat Israel die elementaren Rechte der Palästinenser verletzt. Wir hatten die Kanzlerin vor ihrem Aufbruch nach Israel gebeten: Besuchen Sie doch auch die Mauer, die Israel völkerrechtswidrig tief in palästinensischem Land gebaut hat, geradezu ein Symbol seiner brutalen Besatzungspolitik! Aus dem Bundeskanzleramt wurde uns freundlich geantwortet, dazu reiche die Zeit nicht. Doch wer aufmerksam hört, was deutsche Politiker zu den Konflikten um Palästina und Israel erklären, erkennt ein großes Engagement für

Israels Sicherheit, aber wesentlich weniger Interesse an der verzweifelten Lage des palästinensischen Volks im 42. Jahr israelischer Besatzung, kein Verständnis für sein Recht auf Widerstand.

Nur mit Trauer und Scham können wir an die durch Deutsche verursachte jüdische Passion denken. Es ist abwegig, das Verhalten der israelischen Besatzungsmacht mit dem Mord an den Juden im Dritten Reich zu vergleichen. Doch darf uns die Erinnerung an unsre dunkle Vergangenheit nicht daran hindern, die von Israel verursachte palästinensische Passion wahrzunehmen und ehrlich anzusprechen.

Klaus Thierfelder

Joachim B.: „Bei uns sah es an Ostern jedes Jahr gleich aus: Wir hatten damals nicht viel Geld und leisteten uns jedes Jahr an Ostern das obligatorische Osterkörbchen mit Schoko-Osterhasen. Auch gab es jedes Jahr gefärbte Ostereier, die von den Erwachsenen versteckt wurden und die wir dann suchen mussten. Am Karfreitag ging es natürlich in die Kirche."

Aufstehen für die Hoffnung

Köngen hat ein reichhaltiges Vereinsleben, das ist bekannt und irgendwie finden die meisten eine Gruppierung, in der sie aktiv sein, sich wohlfühlen und sich engagieren können. Das ist gut so und wirkt sich positiv auf das Leben in unserem Ort aus. Ein Verein, der aber weniger die Innenansichten der Mitglieder im Blick hat, sondern das Leben und die Schicksale anderer zum Vereinsziel erklärt, ist eher die Ausnahme. Zumal dann, wenn die Menschen, um die es geht, sehr weit weg sind von Köngen und in Indien leben. Asha Varadhi e. V. ist ein solcher Verein – er baut Brücken zwischen Köngen und Indien und setzt damit Zeichen in eine Lebenswelt, die eher von Armut, Gewalt und Perspektivlosigkeit geprägt ist, als von Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Dagegen aufstehen, dass die Lebenswege von Frauen, Mädchen und Kindern im Umfeld bitterster Armut nicht zu Kreuzwegen werden, ist der Vereinszweck. Seit der Gründung im Jahr 2004 ist die Zahl der Mitglieder von Asha Varadhi auf sechzig angewachsen, die meisten davon aus Köngen und dem Kreis Esslingen, einige aus ganz Deutschland und sogar aus der benachbarten Schweiz. Frauen und Männer, die etwas verändern wollen im Leben ihrer Schützlinge. Reiner Schmid aus der Achalmstraße, Begründer und erster Vorsitzender von Asha Varadhi, erzählt mir davon, wie er zum ersten Mal mit seinen beiden Söhnen 2003 nach Indien gereist ist, um ein Kind zu besuchen, für das er schon vor längerer Zeit eine Patenschaft übernommen hatte. Fasziniert vom exotischen Reiz des Subkontinents, aber auch aufgewühlt und tief berührt von der Armut der meisten Menschen dort, lässt ihn dieses Land, lassen ihn diese Menschen fortan nicht mehr los. Vielmehr sucht der in wirtschaftlichen Fragen erfahrene Mitarbeiter einer großen Bank nach Möglichkeiten, den Menschen in Indien nachhaltig zu helfen.

Er sieht, dass es besonders die Frauen sind, die die Hauptlast für ihre Familien tragen und dafür von den Männern so gut wie keine Unterstützung bekommen. Eine Frau in Indien, so Reiner Schmid, dient in ihrem Leben drei Männern: ihrem Vater, ihrem Mann und ihrem Sohn. Junge Mädchen werden durch die Eltern verheiratet und geraten durch hohe Mitgiften oft in eine lebenslange

sklavenähnliche Abhängigkeit. Dass deshalb viele Mädchen kurz nach der Geburt umgebracht werden, gehört zur bitteren Realität. Leidenswege in einer Gesellschaft, in der die Schere zwischen wenigen Superreichen, einer schmalen Mittelschicht und massenhafter Armut weit auseinanderklafft. Wie denn ein vernünftiger und Erfolg versprechender Ansatz für wirksame Hilfe aussehen könnte, will ich von Reiner Schmid wissen. Hilfe zur Selbsthilfe, Bildung und eine gute gesundheitliche Versorgung, davon ist er überzeugt, sind der einzige Weg. Asha Varadhi unterstützt deshalb die Projekte, in denen diese Ziele verfolgt werden. Der Lerneifer und der Fleiß der Jungen und Mädchen ist enorm, weiß Reiner Schmid zu berichten. Der Verein

hilft vielen Frauen, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen, um dadurch sich und ihre Familien voran zu bringen. Mikrokredite in der Größenordnung von einhundert Euro ermöglichen dabei einen ersten Schritt in die Unabhängigkeit. Die eigene Nähmaschine, der eigene Webstuhl oder ein kleiner Laden stärken das Selbstbewusstsein der Frauen. Sie sind unglaublich stolz, wenn sie dann aus eigener Kraft etwas erreicht haben, berichtet Reiner Schmid weiter. Die Mikrokredite müssen innerhalb von zehn Monaten getilgt werden, so dass die Mittel auch schnell wieder anderen Frauen zur Verfügung stehen. Aber ohne verlässliche Partner direkt vor Ort und ohne regelmäßige Kontrollen würde das nicht funktionieren, sagt der Vorsitzende von Asha Varadhi. Er selbst versucht einmal im Jahr in die Region zwischen Hyderabad und Bangalore zu fahren, um mit eigenen Augen zu sehen, was aus den Spenden und Mitgliedsbeiträgen von Asha Varadhi geworden ist. Spenden gehen in voller Höhe nach Indien. Lediglich ein geringer Anteil der Mitgliedsbeiträge ist Verwaltungsaufwand, so dass auch dieses Geld fast vollständig in die Projekte fließen kann. Jährlich sind es fast achtzehntausend Euro, mit denen Asha Varadhi Frauen, Mädchen und Kinder unterstützt. Die ersten Kinder brauchen bald eine Ausbildung oder ein Studium – die Aufgaben werden größer. Aber Reiner Schmid hat davor keine Angst, denn, so erzählt er begeistert, Jahr für Jahr werden die Brücken zwischen Köngen und Indien tragfähiger.

Seit fast eineinhalb Jahren ist der Begründer und Motor von Asha Varadhi mit einer Inderin verheiratet. Seine Frau Eva Daws-Schmid ist Betriebswirtin und sie hilft ihm mit Rat und Tat bei Veranstaltungen und Festen hier bei uns. Der Verein ist regelmäßig auf dem Köngener Wochenmarkt aktiv, informiert über seine Arbeit und verbessert mit Kuchenverkauf seine Spendenbilanz. Und im Spätherbst wird es für alle wieder die alljährliche Diwali-Feier geben, ein hohes Fest im indischen Kalender, diesmal voraussichtlich im Gustav-Werner-Haus.

Durch Hilfe zur Selbsthilfe Leidenswege in Lebenswege verwandeln, die von Hoffnung getragen sind, dafür steht Asha Varadhi. Osterspuren, weit weg von Köngen und doch auch mitten in unserem Ort.

Uwe Johannsen

Entlassen ...

Wenn sich die negativen Überschriften an geplanten Entlassungen in den letzten Tagen überbieten, dann kommt es mir manchmal so vor, als ob meine berufliche Vergangenheit von einem langen Schatten wieder eingeholt wird. Im Unterbewusstsein laufen dann die Erinnerungen und Mechanismen wie in einem Film ab: Erhoffte Groß-Aufträge bleiben aus. Eine Unterbeschäftigung droht für einen Teil der ca. 2 500 Beschäftigten, die mit Zeitguthaben oder Kurzarbeit nicht abzufedern ist.

Es gibt Diskussionen mit dem Vorstand über Maßnahmen und Alternativen und letztlich Entscheidungen im Aufsichtsrat mit konkretem Beschluss über betroffene Standorte, Funktionsbereiche und Entlassungszahlen. Diese Grundlagen beschreiben die „Umsetzungs-Verantwortung" für den Personalbereich.

Ob man dann gut schläft, oder nicht, ob dies belastet, oder nicht, ändert dann an den Entscheidungen nichts mehr! Diese sind getroffen und aus einer anonymen Zahl an Beschäftigten werden dann plötzlich „Einzelschicksale mit Namen und Gesichtern".

Man weiß genau, dass auch das intensivste eigene Bemühen um „sozialverträgliche Lösungen" immer von einem sicheren Stuhl aus erfolgt und die „Verlierer" immer Andere sind!

Man müsste unmenschlich sein, wenn einen solche Entscheidungen „kalt" ließen und man ist ständig befasst mit den Fragen:

- kann ich das verantworten und habe ich in der Situation und dem konkreten Fall auch das Möglichste getan?

Man weiß genau, dass man einer solchen „Personalreduzierungs-Maßnahme" immer etwas schuldig bleibt. Man ist Auslöser für

... und entlassen werden

Angenommen du bist 58 und dein Betrieb wird von einem „Weißen Ritter" übernommen. Der Betrieb an sich ist aber gar nicht interessant. Das Ziel ist, über den Mutterkonzern in den USA Fuß zu fassen. So kauft er etwas mit, was er schon im Konzern in Deutschland hat. Eine Maschinenfabrik mit nahezu derselben Produktpalette.

Konkurrenz im eigenen Hause. Unmöglich!

Ein Unternehmensberater wird beauftragt herauszufinden, welcher der beiden Maschinenbauer die besseren Perspektiven hat. Uns erscheint dieses Vorgehen absurd. Wenn beiden Firmen gute Chancen am Markt eingeräumt werden, warum muss dann eine verschwinden? Es wird festgestellt, dass es weniger Kosten verursacht, wenn man unseren Betrieb mit 320 Mitarbeitern schließt als den größeren mit 760 Leuten. Genial. Zu unseren Lasten gehen dann auch noch die Kosten für das Gutachten. 1,5 Millionen.

Unsere Geschäftsleitung gibt noch nicht auf. Man bietet an, die Belegschaft zu verringern, auf das Bauen großer Anlagen zugunsten unserer „zukünftigen Schwester" zu verzichten und uns auf die weniger lukrativen Nischenprodukte zu konzentrieren.

Schon sehen wir einen kleinen Silberstreif am Horizont, dann kommt von der Konzernleitung des Käufers die Forderung nach einer Rendite von 12.5%. Jetzt waren wir am Ende. Im Maschinenbau rechnete man durchschnittlich mit Renditen von 2,8%.

Der Betrieb wird geschlossen. Viele Kollegen verlassen die Firma im Mai. Für mich ist erst Ende Dezember Schluss. Es müssen notwendige Abschlussarbeiten erledigt werden.

Es beginnt eine Zeit, die ich nicht noch einmal erleben will. „Abschiede". Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht langjährige Kolleginnen und Kollegen sich verabschieden. Manchmal unter Tränen. Da sagt einer „Weißt du

existenzielle Sorgen und familiäre Probleme, gleichgültig um welche „menschlichen Randbedingungen" man sich bemüht.

In solchen Phasen beruflicher Tätigkeit ist man sehr direkt konfrontiert mit „eigener Verankerung" und dies geht tief in den persönlichen Bereich.

Dieses jetzt auszubreiten und darzulegen ist nicht meine Absicht, weil jede persönliche Äußerung hinter der Betroffenheit direkt Beteiligter zurückbleiben muss!

Eines ist aber sicher, dass die Alternativen, Belastungen zu verdrängen oder Problemen davonzulaufen, wenig hilfreich sind.

Ich bin überzeugt davon, dass die Schattenseiten schwieriger beruflicher Tätigkeiten nur gut bewältigt werden können, wenn man in der täglichen Verantwortung die „Arbeit am Menschen" gerne tut und ein „werteorientiertes Menschenbild" hat.

Dann hat man ein Stück „Tragfähigkeit" in solche Problembereiche hineingerettet, für sich selber und auch für andere. Einer solch schwierigen Situation bleibt man vieles schuldig. Dafür Verständnis von betroffenen Menschen zu erwarten, wäre abwegig.

Der Einzelne wurde als „entbehrlich" aussortiert! Die Betroffenen sind die Verlierer und können tausend Gründe aufzählen, wie stark sie ihre Arbeitskraft zum Wohle der Firma in der Vergangenheit eingesetzt haben.

Hier scheinen sich die Standpunkte unüberbrückbar gegeneinander abzugrenzen.

Trotzdem!

Auch wenn die Verhältnismäßigkeit fehlt; es war für mich immer eine Freude, später dem „Einen oder Anderen" im Unternehmen zu begegnen von dem man nur selber wusste, er wäre ohne meinen Einsatz nicht mehr da!

Verfasser will nicht genannt werden

eigentlich, dass ich in den letzten 32 Jahren im wachen Zustand mehr Zeit mit dir im Team verbracht habe als mit meiner Frau".

Du bist 58. Die gegründete Auffanggesellschaft „Refugio" nimmt dich nicht mehr. Zu alt. Du kannst zwei Jahre Arbeitslosengeld beziehen und dann mit 60 in Rente gehen. Natürlich gibt es da Abzüge. Du hast ja die 45 Rentenversicherungsjahre nicht voll. Da bleibt 1/3 deiner Rente auf der Strecke.

Jetzt überlegst du. Du bist verheiratet. Wenn dir etwas passiert - Unfalltod, Herzinfarkt etc. - dann muss deine Frau mit 60% deiner verminderten Rente auskommen. Dann wird es eng. Zu eng.

Jetzt hast du, oder deine Frau, einen verhängnisvollen Fehler der Vergangenheit auszubaden. Um das Startkapital für die Ehe zu erhöhen, haben sich damals viele die Rentenversicherungsbeiträge der Frau rückerstatten lassen, auch wir. Jetzt fehlen diese Beiträge bei der möglichen Rente der Ehefrau.

Also weitermachen.

Du hast Glück. Du hast zwei Stellenangebote. Das erste - Entfernung 180 km – hieße Wohnortwechsel oder Wochenendehe.

Das zweite - Entfernung 55 km – über die A8 und A81. Wenn du 6.30 auf der Autobahn bist, dann geht's meistens noch recht zügig.

Die Chance musst du nutzen.

Viele Kollegen, die in derselben Situation waren, haben damals etwas salopp formuliert „Du bist verrückt, dass du dir das in dem Alter noch antust". Später traf ich einige von ihnen wieder. Sie hatten ihre Meinung gründlich geändert.

Einen Vorwurf habe ich oft gehört. Wie kannst du zu der Firma gehen, die für unsere Misere mitverantwortlich ist? Bei manchen ging das über den Vorwurf hinaus bis zur Anfeindung, Ich hatte mich entschieden, also musste ich auch da durch.

Verfasser will nicht genannt werden

Verstörende Botschaft

Die Auferstehung Jesu von den Toten wird von allen Schriften des Neuen Testaments bezeugt. Doch es gibt durchaus Unterschiede darin, wie sie es tun. Von jeher hat mich die Version der Überlieferung im Markus-Evangelium ganz besonders berührt. Da gehen drei Frauen zum Grab und sie begegnen einem fremden Jüngling. Er behauptet, der Gekreuzigte sei auferstanden und wäre ihnen nach Galiläa vorausgegangen. Dort, wo alles begonnen hatte, werde man ihn dann mit eigenen Augen sehen. „Da gingen die drei Frauen hinaus und flohen vor dem Grab; denn Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen. Und sie sagten niemandem etwas; denn sie fürchteten sich." (Markus 16, 8)

Das klingt nicht unbedingt nach einer einladenden Botschaft. Wer mag sich schon gerne fürchten? Wer wird schon gerne von Zittern und Entsetzen ergriffen? Das ist keine triumphalistische Rede von Auferstehung, kein Loblied auf Gottes Kraft, keine Siegeshymne, wie wir es beispielsweise bei Paulus finden können. Da spüren wir Skepsis und etwas Verstörendes. Da ist von Angst und Entsetzen die Rede. Und vor allem verschlägt es den drei Frauen zunächst einmal die Sprache.

Mir gefällt diese Erzählung, weil sie eben nicht so leichtfüßig mit der Botschaft von der Auferstehung umgeht, wie es in anderen biblischen Texten den Anschein hat.

Nicht nur der Tod verstört, sondern auch die Botschaft von der Auferstehung. Dementsprechend kann sich da meine eigene Verstörung wiederfinden. Da öffnet sich ein Raum für meine eigene Sprachlosigkeit. Da hat auch meine eigene Skepsis Platz: so wenig wie jene drei Frauen fertig sind mit dem Auferstehungsgeschehen, so wenig muss auch ich selber fertig sein damit.

Ich weiß nicht, ob mir die Botschaft von der Auferstehung wirklich Furcht bereitet. Aber ich spüre, dass ihr etwas Umwerfendes im wahrsten Sinn des Wortes inne wohnt. Sie stellt mein Weltbild auf den Kopf und meine Erfahrung. Sie stellt meinen Glauben in einem ganz besonderen Sinn auf die Probe: An dieser Stelle muss ich nämlich endgültig alle Vernunft fahren lassen. Hier – bei der Rede von der Auferstehung – beginne ich mich tatsächlich auf dünnem Eis zu bewegen.

Und zugleich geht es hier um das Zentrum unseres Glaubens: um Vertrauen im Angesicht des Todes, um Hoffnung im Angesicht der Ungerechtigkeit, um Erlösung im Angesicht der Schuld, um einen neuen und befreienden Blick eben auf unsere Wirklichkeit. Das Versprechen der Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi ist unerhört groß. Aber auch ihre Herausforderung für meine Alltags- und Lebensgewissheiten. Hier scheint viel auf dem Spiel zu stehen. Auch für jeden Einzelnen persönlich. Wer würde denn behaupten, dass die Begegnung mit dem Auferstandenen spurlos an ihm vorüber gehen könnte? Glücklich ist, wer dabei nie von Furcht gepackt wird.

„Da gingen die drei Frauen hinaus und flohen vor dem Grab; denn Zittern und Entsetzen hatte sie ergriffen. Und sie sagten niemandem etwas; denn sie fürchteten sich." (Markus 16, 8)

So endet das Markus-Evangelium ursprünglich. Doch irgendjemand in der frühen Kirche hatte wohl seine Probleme mit diesem eher düster wirkenden Schluss. Dementsprechend hat man im zweiten Jahrhundert gemeint, ihn mit ein paar Christus-Erscheinungen aufpäppeln zu müssen.

Manche Verstörung ist eben nicht immer so gut auszuhalten.

Es mag ja tatsächlich auch unterschiedliche Zeiten geben. Zeiten, in denen es uns gelingt, vollmundig und ungebrochen die Auferstehung Jesu Christi zu bezeugen und zu besingen. Genauso aber gibt es Zeiten, in denen wir uns dieser umwerfenden Botschaft nur leise und vorsichtig, vielleicht sogar nur skeptisch und furchtsam nähern können. Es ist schön, dass für beide Haltungen und Erfahrungen biblische Identifikationen zur Verfügung stehen. Und es lehrt uns wieder einmal, die Vielstimmigkeit im Chor der Glaubenden zu sehen und als Chance zu begreifen.

Andreas Lorenz

Bastam, Charlotte
Benz, Gina
Bergen, Annalena
Egner, Jessica
Fink, Florian
Förster, Lisa
Früh, Felix
Gutöhrlein, Felix

Konfirmation am 10. Mai 2009
Peter- und Paulskirche Köngen 10 Uhr
Pfarrer Andreas Lorenz

Halm, Teresa
Hanninger, Alina
Janzen, Anna
Kienke, Anna
Kir, Yasemin
Lehmann, Nadine
Märkel, Julia
Maier, Silvia
Maier, Henrike
Mock, Sandra
Nordmann, Carla
Plail, Anna
Reik, Kevin
Reschke, Julia
Rommel, Linda
Schaber, Sara
Scharf, Christoph
Stickel, Patrick
Thaler, Sascha
Treichler, Nadine
Weber, Rebecca
Wolfer, Jennifer
Zimmermann, Tom

Bauer, Adrian
Dangel, Nicola
Fahrion, Ronny
Freier, Anna
Gauger, Isabelle
Glang, Felix
Götz, Patrick
Hemminger, Laura

Konfirmation am 17. Mai 2009
Peter- und Paulskirche Köngen 10 Uhr
Pfarrer Bernd Schönhaar

Hermann, Lukas
Jäger, Benedikt
Kaschel, Patrick
Köstler, Tim
Ludwig, Benedikt
Müller, Kim-Robin
Münch, Marisa
Münzenmaier, Jacqueline
Piechotta, Sven
Rahm, Johanna
Reimund, Dominik
Schuster, Michael
Schweizer, Tabea
Schwemmle, Deborah
Strobel, Kevin
Tahedl, Dominik
Wachendorfer, Kai
Wagner, Steffen
Wagner, Tobias
Welsch, Pascal
Welsch, Tilman
Würtz, Christian
Zimmermann, Timo

Warum führst Du mich in Versuchung ...

Nach einem Gespräch mit Andreas Volland, Vorstand des EJW, über zerstörte Berufsziele und bleibende Lebensziele.

Andreas Volland, 1961 geboren, in Westerheim aufgewachsen und in Laichingen zur Schule gegangen, hat mit 15 Jahren im Jugendkreis von Pfarrer Walter Maier begonnen, sich intensiv mit der Bibel, mit seinem Leben und dem Glauben auseinanderzusetzen. Das hat ihm gut getan, ihn an Grenzen reifen lassen. So entwickelte sich auch der Wunsch, die Erfahrungen und Erlebnisse als Christ weiterzugeben. Fest mit dem Glauben verbunden fasste er das Berufsziel Pfarrer ins Auge. Eine Berufung. Sein Leitmotto aus Galater 2,20 drückt dies aus: Und nicht mehr lebe ich, sondern Christus lebt in mir; was ich aber jetzt im Fleische lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich hingegeben hat. 1981 begann er sein Theologiestudium.

Dann 1988 stehen am Ende seines Theologiestudiums die Prüfungen vor ihm. Zu dieser Zeit gab es viele Studenten und nur wenige freie Pfarramtsstellen. Die Durchfallquote im Examen stieg von 7% auf etwa 30%. Der Trichter verengte sich, man wurde „runtergeprüft". Ungerecht ging es zu. So geschah das Unfassbare in der Prüfung Kirchengeschichte. Der Professor verpasste ihm die Note „5". Ohne die Möglichkeit, diese Note durch die Note „1" in einem anderen Fach ausgleichen zu können, bedeutete dies, das Examen nicht bestanden zu haben. Durchs Examen geflogen!

Das Berufsziel Pfarrer zerstört, der lang gehegte Traum zu Ende, die ernste Absicht auf tragische Weise beendet. Ein Schock. Damit hatte er nie gerechnet. Ohne Examen hat man nichts, steht vor einem Nichts. Zum Verzweifeln. Quälende Tage. Nach zwei Semestern darf man´s erneut probieren.

Zum Zweifeln. Der Glaube wird auf die Probe gestellt. Der Glaube scheint am Ende zu sein. Ist es aber nicht. Gut, dass er in ruhigen Zeiten seinen Glauben gefestigt hat. Er lebt, wird nicht aus der Bahn geworfen. Und wenn sich der Glaube verliert, dann steigt die Hoffnung. So bleibt die Beziehung zu Gott immer auf dem gleichen Level. In diesem Überlebenskampf spürte er die äußere Kraft, die ihm half, die Fragen nach dem Warum zu

ertragen. Warum geht meine Berufung „in die Hose"? Sein Jugend-Pfarrer kam ihm wieder in den Sinn: „Man muss nicht Theologie studieren, um zu verkündigen." Dieser Satz wurde ihm nun sehr bewusst und ist ihm bis heute sehr wichtig.

Dann erzählte ein Schulfreund aus Laichingen ihm begeistert von seinem Elektrotechnikstudium in Ulm. Beiläufig empfahl er ihm, er solle doch mal mit seinem Professor sprechen. Er bekam einen Termin. Aber die Chancen standen schlecht, die Plätze alle vergeben, die Warteliste lang. Doch just an diesem Tag kam die Nachricht, dass ein Student durch einen Motorradunfall erst ein Semester später beginnen kann. Statt die Warteliste und die ganze Prozedur in Gang zu setzen, fragte ihn der Professor, ob er wirklich dieses Fach studieren will. Andreas sagte spontan ja. Rückblickend ist diese schnelle Entscheidung nicht durch ihn gefallen. Da hatte Gott seine Finger mit im Spiel.

Dann nach zwei Semestern, sehr guten Noten und einer sehr guten Zwischenprüfung fällte er eine weit reichende Entscheidung. Vor dem Uni-Schalter und umgeben von vielen anderen Studenten, die an den anderen Schaltern sich einschreiben oder noch darauf warten müssen, beantragte er die Exmatrikulation im Fach Theologie. Die Sachbearbeiterin fragte noch ungläubig nach dem Warum. Die Antwort kam prompt: „Weil ich das Examen nicht bestanden habe." Für einen Moment herrscht Schweigen im Raum. Eine Entscheidung. Eine Scheidung. Scheiden tut weh. Stopp zur Theologie als Berufsziel. Und ein Ja zur Entscheidung, das Lebensziel auf einem anderen Gleis fortzuführen.

Über das theologische Praktikum hatte er bereits 1986 Köngen und seine Frau Susanne kennen gelernt. 1992 folgte der Ortswechsel nach Köngen und der Beginn der Mitarbeit in der Kirche. Durch Pfarrer Schuler und Frey-Reininghaus fand er in der Kirchengemeinde und im EJW eine neue Heimat. Die Jugendgruppe Äffle und Pferdle entstand. Und ein zweiter prägender Satz wurde ihm wieder bewusst: „Ich bin in der Kirche zu Hause!"

Doch die Wunden bleiben. Als Andreas Volland vor kurzem das Zeugenwort für einen befreundeten Pfarrer gesprochen hat, hat er diese Wunde wieder gespürt. Und nicht zuletzt kommt durch dieses Interview das Erlebte wieder hervor.

Michael Wulf

Impressum

Redaktionsteam:
Wolfgang Hintz, Uwe Johannsen, Gottlieb Lamparter, Petra Maier, Margund Ruoß, Magdalene Schnabel, Michael Wulf.
Herausgegeben wird die BRÜCKE von der Ev. Kirchengemeinde Köngen, Wolfgang Hintz.
Sie erscheint mit drei Ausgaben im Jahr.
Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Autoren wieder.
Gestaltung: Andreas Korn, Bad Homburg.
Bilder: Titelbild: Carol Cairne, It's finished.
S. 3: S. May, Senfkorn-Hoffnung.
S. 5: M. Grünewald, Isenheimer Altar.
S. 7: M. Chagall, Weiße Kreuzigung.
S. 12: S. Köder, Maria von Magdala.
S. 14: H. Krist, Ecce Homo.
S. 24: H. Grieshaber, Märtyrer.
Ferdern: Andreas Korn
Druck: Grafische Werkstädte der BruderhausDiakonie, Reutlingen.
Gedruckt auf Umweltpapier.

La Palmerita, Nicaragua

„Somos productores – Wir sind jetzt Kleinbauern!"

Am 11. Oktober 2008 feierten die Neusiedler den siebten Jahrestag ihre Ankunft in La Palmerita. Fünf Jahre hatten hier 166 Familien arbeitsloser Kaffeepflücker in Notunterkünften auf einem Stück Land überlebt, das ihnen die Regierung zugewiesen hatte, ohne ihnen die notwendige Unterstützung für den Neustart zu gewähren. Die Aussichtslosigkeit ihrer persönlichen Situation hatte ihnen nahezu alle Hoffung auf ein würdiges Leben geraubt, Lethargie und Depression griffen unter ihnen um sich. Seit 2005 hat sich das Blatt gewendet und viele Menschen fassen neuen Mut. Internationale Hilfsorganisationen, allen voran medico international aus Frankfurt und nicaraguanische Partnerorganisationen, die auch von der Initiative EINE WELT Köngen unterstützt werden, kümmern sich um die Familien in La Palmerita.

Inzwischen entstand ein kleines Dorf mit Häusern, Infrastruktur und landwirtschaftlichen Entwicklungsmaßnahmen. Maria Julia Gonzales eine 36-jähige Mutter von 9 Kindern erzählt: „In den ersten Monaten haben wir stark gelitten, wir hatten nur einfachste Notunterkünfte aus Plastik ohne sanitäre Anlagen. Unsere Familien hielten wir mit kleinen Dienstleistungen und Betteln am Leben. Aber Dank Eurer Unterstützung konnten wir nun nette kleine Häuschen aus Stein, Brunnen und Toiletten bauen. Ich habe sogar eine Küche. Und die Kinder können endlich die Schule besuchen und haben sich nach einer ersten schwierigen Zeit auch gut integrieren können."

Das Projekt La Palmerita sieht vor, die Familien anzusiedeln, ihnen persönliches Grundeigentum zu übertragen und sie zu einem selbstbestimmten Leben als Kleinbauern zu befähigen - alles in allem ein extrem schwieriges Unterfangen. Die Familien kommen aus der extremen Armut, das bedeutet, die Menschen haben weniger als einen Dollar pro Tag zum Überleben zur Verfügung. In Nicaragua lebt ein Viertel der Bevölkerung in einer solch existenzgefährdenden extremen Armut.

Diese zukünftigen Kleinbauern sind Opfer der Kaffeekrise in Nicaragua, dort haben sie

ihre Jobs als Taglöhner verloren. Valentin Carlos, einer der Sprecher von La Palmerita, berichtet über ihre früheren Lebensverhältnisse als Wanderarbeiter auf den Kaffeeplantagen in Nicaragua: „Wir haben auf den Haziendas in Lagern gelebt. Um 4 Uhr früh mussten wir aufstehen, da wir um 6 Uhr bei Sonnenaufgang mit der Arbeit beginnen mussten. Für ein minimales Einkommen mussten wir schuften. Unsere Familien lebten mit uns in den Lagern. Von dem wenigen Essen, das man uns gab, mussten wir auch unsere Kinder ernähren. Das war sehr hart."

Der 34-jährige Eduardo schildert die Herausforderung, der sich die Neusiedler stellen: „Wir konnten nichts anderes als Kaffeepflücken. Der Anfang hier in La Palmerita war sehr, sehr schwer für uns. Wir hatten es bisher nicht gelernt Landwirtschaft zu betreiben und müssen daher noch viel lernen. Aber nach und nach haben wir in den letzten Jahren

dank der Unterstützung von deutschen und nicaraguanischen Hilfsorganisationen viel dazu gelernt. Auch wenn uns noch vieles schwer fällt, wir werden uns hier gemeinsam eine neue Zukunft für unsere Familien erarbeiten. In unseren Hausgärten pflanzen wir Bananenstauden und Gemüse für den Eigenbedarf. Mit neuen Brunnen können wir unser Gemüsebeete und unsere Obststauden bewässern. Überschüsse vermarkten wir."

Aber nicht alle sind so entschlossen und glauben an ein Gelingen des Projekts. Manche verfallen immer wieder in Lethargie und Depression. Die vielen Rückschläge infolge von Ernteausfällen durch Unwetter, Trockenheit, Schädlingsbefall sowie Preisschwankungen beim Produktabsatz, die auch das Leben eines Kleinbauern nicht einfach machen, zermürben sie. „Manche von uns schwanken und sind sich unsicher, ob dieser Weg der richtige für sie ist, sie zweifeln und verlieren den Mut, ob sie es überhaupt schaffen können....".

Projekte mit Menschen, die in extremer Armut gelebt haben, können nur zum Erfolg führen, wenn die Arbeit mit diesen traumatisierten und stigmatisierten Menschen durch psychosoziale Betreuung flankiert wird. Psychosoziale Intervention in Krisensituationen soll das Selbstwertgefühl steigern, die Gemeinschaftsbildung unterstützen, den Depressionen und der Hoffnungslosigkeit entgegenwirken und die Menschen zu einer langfristigen Planung ihrer Zukunft befähigen. Die Initiative EINE WELT unterstützt Programme, bei denen Kinder, Jugendliche und Erwachsene gemeinsam gestärkt werden, um die Herausforderungen zu bewältigen. Die

Arbeit zeigt erste Früchte: früher sagten die Leute immer „somos pobre - wir sind arm", heute sagen sie „somos productores - wir sind Kleinbauern".

Valentin Carlos erläutert die derzeitige Situation sehr anschaulich: „Wir sind jetzt wie ein Kind, das gerade laufen lernt. Wir machen noch wackelige Schritte und müssen noch an der Hand der Mutter laufen. Ihr müsst uns noch die Hand reichen, weil wir noch ziemlich wackelig auf den Beinen sind. Aber von Tag zu Tag werden wir selbständiger und eines Tages werden auch wir alleine unser Leben meistern können."

Die Initiative EINE WELT Köngen hat sich verpflichtet, auch weiterhin die Familien in La Palmerita auf ihrem Weg zu begleiten und zu unterstützen. Dies ist uns möglich, da wir viele Unterstützerinnen und Unterstützer in Köngen und darüber hinaus haben, denen wir sehr dankbar sind für ihre Verbundenheit mit unserer Arbeit.

Reinhold Hummel

Initiative Eine Welt Köngen e.V.
www.einewelt-koengen.de.vu
Bankverbindung: Voba Kirchheim-Nürtingen
BLZ 612 901 20 Konto 563 744 006

Passion und Auferstehung in der Musik

Katrin Rüsse, Sängerin und Musikpädagogin, die unseren Projektchor leitet, wohnt in Köngen und stellte sich als Gesprächspartnerin für die Brücke zur Verfügung.

Magdalene Schnabel: Jährlich gibt es Konzerte mit berühmten Passionen, fast jeder hat schon von der Matthäuspassion gehört, Plakate zur Johannespassion gesehen. Unser Kirchenchor hat jahrelang im Karfreitagsgottesdienst gesungen. Warum gibt es so viele Werke zur Passion? Kommt die Freude über Ostern nicht zu wenig in der geistlichen Musik vor?

Katrin Rüsse: Wenn man das Wort Passion nimmt, so bedeutet es ja zunächst „Leidenschaft", kompromisslose Liebe. Im Christentum verstehen wir unter Passion die Leidensgeschichte Jesu Christi, die Geschichte seiner Verfolgung, vom Verrat und seinem Tod. Darauf folgt die Auferstehung Jesu Christi. Ich nehme einen Berg besser wahr, wenn ich das Tal dazu sehe, und so ist für mich auch das österliche Geschehen durch seine vorherige Passion verständlich.

M.S.: Wie nimmt die Musik die Spannung zwischen dem Leiden und der Überwindung auf?

K.R.: Sehen Sie, in der Musik wäre es langweilig, würden wir immer nur eine einzige Tonart ohne Wechsel der Harmonien hören, die Musik lebt durch den Gegensatz von Dissonanz und Konsonanz. Wenn wir uns die berühmte Stelle aus der h-moll Messe von J. S. Bach anhören, wo das „Cruzifixus" in fallenden Seufzern auf seinem tiefsten und leisesten Punkt scheinbar zum Stillstand gelangt und dann plötzlich im strahlenden Dur die Trompeten das „et resurrexit" beginnen und der Chor im schnellen freudigen Rhythmus einstimmt, wird durch diesen starken Gegensatz die befreiende Botschaft der Auferstehung klar.

M.S.: Einer der berühmten Komponisten, derer man in diesem Jahr gedenkt, ist Felix Mendelssohn Bartholdy. Er lebte von 1809-1847, wurde nur 38 Jahre alt. Er starb nach tiefem Schmerz um den Tod seiner geliebten Schwester Fanny. Sein Leben war geprägt von innerer Zerrissenheit. Wie kommt das in seinen Werken heraus?

K.R.: Felixs Vater, selbst jüdischen Ursprungs, ließ seine Kinder im Alter von 7 bzw. 11 Jahren protestantisch taufen. In Mendelssohns Kompositionen, begegnet uns immer wieder dieses Ringen um das Verstehen des christlichen Bekenntnisses, sei es nun in „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser" oder eine seiner vielen anderen Psalmvertonungen. Sein „Paulus-Oratorium", diese Wandlung vom Saulus zum Paulus, schrieb er 27-jährig, ein Jahr nach dem Tod seines Vaters. Sicherlich setzte er sich mit dem Leben seines Vaters auseinander, der sich zur Konversion zum Christentum ja entschlossen hatte.

M.S.: Wie hat er seinen Schmerz musikalisch verarbeitet?

K.R.: In Mendelssohns letztem Jahr entstand das besonders schöne „Nachtlied" (siehe Rückseite der Brücke). Wenn wir dieses Lied hören, so ist der ganze erste Teil, bei dem es um den vergangenen Tag geht (vergangenes Leben), geprägt von seinen offenen Harmonien und einem instabilen Rhythmus, wenn es aber darum geht, Gott zu loben, erklingt das erste Mal der Grundton in der tiefsten Stimme, und die Wendung zum strahlenden Dur reißt uns mit.

M.S.: Was bewegt Sie persönlich, wenn Sie Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy aufführen, wie Sie es zum Beispiel dieses Jahr

mit dem Projektchor in Köngen planen?

K.S.: Ich finde Mendelssohn insbesondere dieses Jahr aktuell. Wir haben diesen Brennpunkt Israel. Auch als ich in Israel war, war ich sehr bewegt über die dortigen Gegensätze. Es fasziniert mich, wie man scheinbar unüberbrückbare Gegensätze vereinigen kann. Diese Zusammenführung gelingt, wie damals Mendelssohn in seiner Musik, heute Daniel Barenboim mit einem Symphonieorchester aus jährlich wechselnden israelischen und arabischen Mitspielern. Das finde ich hochspannend.

M.S.: Frau Rüsse, ich danke Ihnen ganz herzlich für dieses Gespräch. Ich hoffe, dass sich viele Köngener Sängerinnen und Sänger bewegen lassen, um im nächsten Projekt Werke von Felix Mendelssohn mitzusingen.

Krisen und Frieden

Nach einem Gespräch mit Jürgen Hahn, geboren und aufgewachsen in Köngen, seit 1996 Inhaber der Fa. Reinert Kunststofftechnik, bis 2003 in Wendlingen, heute in Bissingen, über Krisen und Krisenbewältigung.

Die aktuelle Situation ist schwierig. Aber Jürgen Hahn kennt Krisen. 2003 nach dem Umzug, 2006 nach einem erfolglosen Intermezzo mit einem 2. Geschäftsführer und nun aktuell von außen durch die Wirtschaftskrise.

Krisen kommen schleichend daher. Nach dem Umzug hatte Herr Hahn sich 2004 einen Partner gesucht und diesem hohes Vertrauen und persönliche Nähe entgegen gebracht. Zunächst lief es gut, der Umsatz stieg. Mit der Aufteilung in zwei Bereiche hatte er vieles im kaufmännischen Bereich seines Kollegen nicht mehr kontrolliert, außer Acht gelassen. Zum Bruch kam es 2006, als der Partner sich nicht mehr an seinem Unternehmen beteiligen wollte. Da hatte er gespürt, der andere glaubt nicht mehr an die gemeinsame Sache. Unruhig geworden forschte er nach. Die Bestandsaufnahme war ernüchternd. Die Trennung die logische Folge.

Der Glaube an die Sache, das gemeinsame Vorhaben ist Herrn Hahn wichtig. Weil auch er dran glaubt. Damit die Menschen gerne mit ihm arbeiten und sich einsetzen, braucht es Offenheit und Echtheit. Sie sollen sich auf ihn einstellen können. Er will berechenbar sein, auch wenn er oft gedanklich schon einige Schritte voraus ist. Man merkt dann, da schwingt was mit. Nicht Nähe, man ist meist per Sie. Aber Interesse füreinander. Der monetäre Aspekt steht dabei nicht im Vordergrund.

In der jetzigen Situation ist man besser aufgestellt. Man blickt der Krise ins Auge, hat mehr Coolness. Das ist nicht reines Gottvertrauen. So hat er frühzeitig harte Entscheidungen durchgesetzt. Und intensiv Gespräche mit Mitarbeitern, Finanzpartnern, Kunden und Lieferanten geführt. Seinen besten Kunden hat er früh seine finanziellen Verhältnisse dargelegt. Offen und ehrlich, nicht bis auf die Unterhose, aber mit Würde. Und bis auf einen Kunden hat er gute, neue Lösungen gefunden. Die Ausnahme ist für ihn eine riesige Enttäuschung. Die dortigen Konzernmanager sind auf Absicherung gedrillt, taktieren. So entsteht kein produktives Handeln. Von Nicht-Unternehmern gegängelt zu

werden, nicht mehr Herr seiner freien Entscheidungen zu sein, daran kann man schon zerbrechen.

Durch die Krisen hat Herr Hahn gelernt. Eine positive Grundeinstellung zu pflegen, mehr Ich-Botschaften zu senden, offen zu sein, neugierig aus Interesse zu sein, sich mehr zu offenbaren, z.B. wie man sich fühlt. Nicht eiskalt zu sein. Um Krisen zu überwinden, braucht man Menschen, die bei einem sind, einem Rückhalt geben. Partner, Familie, Freunde, Mitarbeiter. Der Glaube an sich selbst ist da zu wenig. Sich öffnen und Vertrauensvorschuss geben, dann erhält man Bestätigung und Hilfe.

Rückblickend hat Herr Hahn immer die richtige Abzweigung gewählt, nie richtig was verbockt. So ist er 1x sitzen geblieben, aber in der neuen Klasse hat er seine Frau kennen gelernt. Die richtige Frau, mit der er heute 4 Kinder hat. Und dann das Studium. Eigentlich wollte er nach dem Bund Maschinenbau studieren, doch die Plätze waren rar. Bei der Anmeldung an der FHTE gab die Sachbearbeiterin ihm zufällig den Hinweis, bei Wirtschaftsingenieur sind noch Plätze frei. Nach kurzer Überlegung entschied er sich spontan dafür und 2 Tage später hatte er seinen Studienplatz.

Dass dies keine Zufälle sind, sondern Fügung oder Schicksal, ist sein fester Glaube. Celestine lässt grüßen! Eigentlich ist Herr Hahn ein rationaler Mensch, aber dieses Buch (Redfield: Die Prophezeiungen von Celestine) gibt ihm schon zu denken. Irgendwo geht immer ein Türle auf. Das ist nicht nur hoffen, sondern man muss die günstige Situationen bemerken und wahrnehmen. Man muss sich Situationen bewusst machen. Das ist kein reines Gottvertrauen. Nur dasitzen und warten – wie beim Lotto – funktioniert nicht. Beten und warten, dass es morgen gut wird?

Als Christ orientiert Herr Hahn sich an den 10 Geboten. Die 10 Gebote sind für ihn Prinzipien. Wenn er sie liest, dann passt das schon. Aber Aufsagen kann er sie nicht. Momentan ist für ihn „Ehrlich währt am längsten." ein wichtiges Prinzip. Allerdings muss er als Christ nicht jeden Sonntag in die Kirche gehen. Danach handeln ist entscheidend. Z.B. für soziales Engagement (Im Aktionskreis Behinderter AKB Kirchheim). Da tankt er auch Kraft auf.

Als Unternehmer ist Herr Hahn nicht geboren, ist ihm die Firma nicht in die Wiege gelegt, ist ihm nichts geschenkt worden. Daher ist er heute auch manchmal ein bissle stolz auf sich. Ohne hochnäsig oder arrogant zu sein. Eher als Ausdruck für die innere Befriedigung, richtig gehandelt zu haben. Mit der Einschränkung, dass die Familie häufig zu kurz kommt. Doch so manches Mal wenn er im Auto sitzt, überkommen ihn richtige Glückswallungen. Es ist gut so, wie es ist. Er ist dankbar und zufrieden. Zufrieden und im Frieden. Mit sich, mit anderen und mit dem, was er hat. Die eigene Erwartung, den eigenen Anspruch an sich selbst zu erfüllen, macht glücklich. Lässt einen in Frieden leben.

Michael Wulf

Emma B.: „Zu Ostern gab es immer gebackene Hasen und manchmal bekamen wir Kinder einen Apfel, in den ein Zehner (Zehnpfennigstück) reingesteckt war und ein rotes Ei als Ostergeschenk. An Karfreitag gab es traditionell Karfreitagsbrezeln. Die Kleidung war schwarz. Ich trug damals sogar schwarze Zopfmaschen, so war es üblich."

Die BRÜCKE ist zur Finanzierung auf Ihre Unterstützung angewiesen. Über Spenden freuen wir uns sehr. Bitte überweisen Sie mit dem Stichwort BRÜCKE auf das Konto der Ev. Kirchenpflege:
Volksbank Kirchheim Nürtingen
Kontonummer 1880 004
BLZ 612 901 20

Die Kunst des Loslassens

– mit diesem Thema war ich im Februar in der Familienscheuer eingeladen. Und vielleicht habe ich diesen Abend nicht zuletzt auch für mich gehalten: Denn jetzt muss ich mich selber mal wieder üben: im Loslassen und Abschiednehmen. Und das ist nicht gerade meine Stärke. So schiebe ich diesen Artikel zu meinem Abschied schon seit Tagen vor mir her... Und sinniere, wie das wohl geht: Abschied nehmen und doch da bleiben – in Köngen! Neuanfangen und längst vertraute Räume betreten - in Birkach!

Loslassen. Wenigstens dieses Mal nicht das Haus, den Ort, die Menschen. Aber das gemeinsame Stellenteilen mit meinem Mann. Eine gute und neue Erfahrung. Loslassen eine Rolle, eine Funktion: Ab April bin ich nun nicht mehr Gemeindepfarrerin in Köngen, sondern gehe als Studienleiterin ans Pfarrseminar nach Birkach. Eine noch fremde Vorstellung!

„Ich bleib ja da", sage ich in diesen Tagen so manches Mal und weiß dennoch, dass es anders sein wird. Vieles wird mir fehlen – so stelle ich es mir vor. Denn viele Schätze habe ich hier in dieser Kirchengemeinde gefunden: Das Kirchenkino, die Brücke, aufgeschlossene Kreise und Gruppen. Und nicht zu vergessen: Ganz viele menschliche Schätze, unterschiedlichst schillernd, ganz würdigend, wertschätzend, herzlich. Manche, mit denen ich herzhaft lachen konnte und das bleibt mir ein Herzensanliegen, dass – „...mich mein Gott das Lachen lehrt, wohl über alle Welt" – ganz nach H.D. Hüsch, dem fromm heiter tiefsinnigen Kabarettisten.

Fehlen werden mir auch die vielen Lebensgeschichten, so nah dran am Leben sein zu dürfen, das Berührtwerden von Freude und Dankbarkeit, von Trauer und Schmerz - das Privileg des Pfarramts!

Und womöglich wird mir zuletzt auch noch das „Frau Pfarrer" fehlen – an dem ich drei Jahre gearbeitet habe, um es zu verwandeln in „Frau Ruoß" und wenn's denn sein muss wenigstens in „Frau Pfarrerin". Aber nichts zu machen. Das hat auch was, ich bin für erziehungsresistente und innerlich autonome Menschen zu haben, vor allem, wenn sie mit ihrem ganz eigenen Charme mir begegnen. Also blieb mir nur eins übrig – es zu nehmen, als Anerkennung, als Prophezeiung, als... ! Aber (auch wenn die Gerüchte anders lauten): „Ich bleib ja da."

Loslassen – anderes fällt mir leichter, das ist auch klar. Dabei ist mir die Idee gekommen: Ob ich mir zum Abschied noch was wünschen darf, für mich und für unsere Gemeinde? Dann würde ich mir wünschen, dass mehr Menschen von sich sagen: ich bin ein wertvoller Teil dieser Gemeinde! In dem Sinne: diese Kirche und diese Gemeinde ist auch ein Stück weit so gut, so direkt, so menschlich, so ehrlich, so lebendig, wie Menschen sich in sie einbringen, sich gegenseitig zumuten, auf einander zugehen. Man darf ja auch mal herumspinnieren, oder?

3 Jahre waren es also. Drei klingt wenig, auf den ersten Blick unrund und dennoch waren es ganz gefüllte Jahre. Angefüllt bis an den Rand: Ankommen, Heimat, Menschen, Gemeinde, spannende Aufgaben suchen – und dann irgendwann, Gott sei's gedankt, auch finden. 3 - im Übrigen auch eine heilige Zahl!

In diesem Sinne finde ich: Freuen wir uns doch an den gemeinsamen 3 Jahren, ob heilig oder rund oder nicht. Sie und ich – wir haben unseren Teil dazu beigetragen, an dem, was gelungen war, was miteinander möglich war, aber natürlich auch an dem, was offen geblieben ist.

Ade, Adieu sag ich deshalb als Pfarrerin, also wörtlich und ursprünglich genommen: „Seien Sie Gott befohlen"! Und Grüß Gott sag ich als neues Gemeindeglied! Und freue mich jetzt schon auf weitere heiter-tiefsinnige Begegnungen mit Euch und Ihnen! Anders, neu und doch hoffentlich vertraut...

Margund Ruoß

Nachtlied

Vergangen ist der lichte Tag,
von ferne kommt der Glockenschlag,
so reist die Zeit die ganze Nacht,
nimmt manchen mit, der's nicht gedacht.

Wo ist nun hin die bunte Lust,
des Freundes Trost und treue Brust,
der Liebsten süßer Augenschein?
Will keiner, mit mir munter sein?

Frischauf denn, liebe Nachtigall,
Du Wasserfall mit hellem Schall.
Gott loben wollen wir vereint,
bis dass der lichte Morgen scheint.

(Joseph von Eichendorff)